Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Vierteljährig Mk. 1.—, Halbjährig Mk. 2.—, Ganzj. Mk. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag, Auslieferung und Schriftleitung des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr. 4.



Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum 40 Pf. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Anzeigenannahme: Verlag des „Jüdischen Echo“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 53099. Postscheckkonto: München 3987.

Nummer 39 | **München / 6. Jahrgang** | **24. September 1919**

1919	Wochenkalender		5680
	September	Tischri	Bemerkung
Sonntag	28	4	צום גדליה
Montag	29	5	
Dienstag	30	6	
Mittwoch	Oktober 1	7	
Donnerstag	2	8	
Freitag	3	9	
Samstag	4	10	יום כפור

Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Nummer 39 München / 6. Jahrgang 24. September 1919

Rosch-Haschanah.

Wiederum kommt der Tag heran, an dem sich die Söhne Judas in den Bethäusern versammeln um in der alten Sprache ihre Gebete dahin zu richten, wohin sie ihr Herz zieht und von woher sie die Hoffnung für ihre Zukunft schöpfen. Schwere Tage liegen hinter uns; bedrängt von allen Seiten treten wir in das neue Jahr hinein und nur wenige Lichtblicke sind es, welche uns hoffnungsvoll in die Zukunft schauen lassen. Der Haß, der uns von allen Seiten entgegenschaut, die schrecklichen Verfolgungen, welche ein großer Teil unserer Volksgenossen in Osteuropa im abgelaufenen Jahre zu erdulden hatte und unter denen sie zur Stunde noch leiden, bedrückt unser Inneres noch so gewaltig, daß wir nur schwer die innere Ruhe finden, die wir so sehr zur Sammlung benötigen. Die Hoffnungen, welche die Friedenskonferenz in uns wachgerufen, bieten uns angesichts des unsagbaren Elends, von dem unser Volk in Polen und den umgebenden Ländern heimgesucht ist, nur wenig Trost, und doch müssen wir uns ermannen, jeden Strohhalm, der uns eine schwache Stütze zum Aufstieg gewährt, zu ergreifen um der idealen und realen Wiedergeburt unseres Volkes die Wege zu ebnen.

Die Friedenskonferenz hatte für die Völker Europas schwere Probleme zu lösen und wohl noch viel schwerere harren bei der weiteren Entwicklung der Verhältnisse der Entscheidung und unter diesen dürfte wohl die „jüdische Frage" keinen so leichten Stand haben. Wohl haben sich die Hauptmächte auf eine prinzipielle Lösung betreffs Palästinas geeinigt, wohl hat die Konferenz die wichtige Frage des Schutzes der Minoritäten in den Oststaaten in bestimmter Weise festgelegt, allein alle Beschlüsse stehen vorderhand nur auf dem Papier und es bedarf der ganzen Energie der Großmächte um ihren Wünschen auch die restlose Durchführung zu sichern. So lange diese nicht erfolgt ist, sind unsere Volksgenossen noch immer „Luftmenschen", denen jeder Hauch das Lebenslicht ausblasen kann.

Angesichts dieser Sachlage müssen wir Juden Westeuropas uns fragen, was haben wir getan um dem Unglück, das unsere Brüder im Osten heimgesucht hat, vorzubeugen oder es zu mildern? Wir haben Protestversammlungen und Geldsammlungen veranstaltet, haben Geld gespendet, unsere strenggläubigen Volksgenossen haben durch Sühnegebete und Fasten Hilfe gesucht; viele von denen aber, die protestierten, spendeten, beteten, fasteten, haben zu gleicher Zeit über die minderwertigen Ostjuden harte Worte gesprochen. Wir haben das wichtige: „Kol Israel Arevim se lose" stets außer Acht gelassen und zu Zeiten, wo wir die Macht hatten, das rechtzeitige Eingreifen unterlassen. Jetzt ist es zu spät, aber zu Zeiten wo unsere Großen in Israel an den Höfen Einfluß hatten, da hätte man durch Energie manches leisten können. Wenn man durch große Stiftungen bei Potentaten Ehren und Titel einheimste, hätte man in erster Reihe Fürbitte für unterdrückte Volksgenossen tun sollen und damals wäre noch Zeit gewesen, den Boden zu bearbeiten, auf dem später so böse Saat aufgehen sollte.

Doch darüber zu rechten ist heute zu spät, aber nicht zu spät ist es, am Rosch-Haschanah Einkehr zu halten und zu versuchen, soweit als möglich das Versäumte gut zu machen.

Kann man es den Polen oder Rumänen übel nehmen, wenn sie die Juden als Fremde behandeln und ihnen Bürgerrechte entziehen, wenn jüdische Gemeinden ihren ostjüdischen Brüdern in den Gemeinden die einfachsten bürgerlichen Rechte vorenthalten?

In wenigen Tagen hören wir in den Gotteshäusern von unsern Predigern die schönsten Worte über unsere „Einheit", wir lauschen den Vorbetern, wie sie die herrlichsten Gebete, die unsere „Gemeinsamkeit" betonen, in trefflicher Weise rezitieren — und am Heimweg vom Gotteshause werden schon wieder Pläne geschmiedet, wie man im neuen Gemeindestatut die alte Ausschließung wieder festlegt.

Möchte doch dieser Geist aus unseren Reihen verschwinden; möge der Geist der Einigkeit im Judentum sich durchringen, möchte unser Tun nach Rosch-Haschanah unserem Gebete entsprechen!

J. Fr.

Die ukrainische „Judenfreundlichkeit".

Nun liegen uns authentische Berichte über die Pogrome in der Ukraine vor. Das jüdisch-nationale Sekretariat und die zionistische Organisation in der Ukraine übernehmen für die Wahrheit ihrer Berichte ihre vollste Verantwortung. Hiernach haben in der Zeit von Ende November 1918 bis zum 20. Mai 1919 in 127 Orten Pogrome und blutige Exzesse stattgefunden. Von weiteren 40 bis 50 Orten läßt sich nicht genau sagen, welchen Umfang dort die Ausschreitungen angenommen haben, da das Sekretariat mit ihnen nicht in Verbindung treten kann. Bei diesen Pogromen sind 30—35 000 Juden ermordet worden. Eine große namentliche Liste der Ermordeten ist in den Händen des nationalen Sekretariats. Diese Ziffer ist absolut zuverlässig, sie ist eher noch zu klein . . . Die Pogromopfer betragen mindestens eine halbe Million Seelen, die Verluste der jüdischen Bevölkerung werden auf einige zehn Milliarden geschätzt!

Die Grigorieff- oder die Petliura-, die Denikin- oder Machnotruppen, alle, alle ohne Unterschied raubten, plünderten und säeten den schrecklichen Tod unter die jüdische Bevölkerung.

Die Ukrainer haben es bisnun verstanden, ihre Pogrome in Schweigen zu hüllen, man war bloß auf vereinzelte Nachrichten angewiesen, da doch ihre „politische Reife" nach außen nicht mißkreditiert werden durfte! Immer wieder konnten die offiziellen Vertreter der neugegründeten ukrainischen Volksrepublik Worte des Lobes für die Juden finden, immer wieder wußten sie die jüdischen Kreise zu vertrösten, wo die Regierung die Macht habe, seien keine Pogrome vorgekommen. Inzwischen aber schlachteten sie 35 000 Juden aus, lassen mindestens eine halbe Million Seelen aushungern und fechten mit den Polen Kämpfe in den ausländischen Zeitungen in Bezug auf ihre „Judenfreundlichkeit" aus. — Die ukrainische Staatsidee faßte ihre Wurzel nicht in Rußland, wo die zaristische Knute jede Selbständigkeit unterdrückte und die 26 Millionen Ukrainer sich nicht anders als „Kleinrussen" nannten, sondern in Ostgalizien, wo die 3,5 Millionen Ukrainer eine entsprechende Unterstützung bei der österreichischen Zentralregierung fanden. Die politische Haltung der Ukrainer in Ostgalizien war von ihrem Geschäftsinteresse geleitet. Das ukrainisch-jüdische Bündnis bei den allgemeinen Wahlen in den österreichischen Reichsrat im Jahre 1907 hat die Ukrainer in die Öffentlichkeit gerückt und sie mußten einsehen, daß die Wahrung ihres nationalen Besitzstandes ausschließlich von einer gerechten Haltung den Juden gegenüber abhängig sei. Nach dem Zerfall Österreichs rissen sie die Macht in Ostgalizien an sich und es entbrannte der ukrainisch-polnische Krieg, in welchem die Juden ihre Neutralität so schwer bezahlten. Die Ukrainer brachten es aber mit ihrer „Politik" dahin, daß die Polen auf Grund der Entscheidung des Obersten Rates der Alliierten vom 11. Juli l. J. in ganz Ostgalizien ihre Zivilverwaltung einsetzten, wo sie jetzt trotz ihrer Minorität polnische Orientierung schaffen. Sollte nämlich eine selbständige Ukraine nicht entstehen, dann geht die Forderung mehrerer alliierter Diplomaten dahin, Ostgalizien Großrußland einzuverleiben, da die ostgalizische Frage nur mit der großrussischen gemeinsam gelöst werden könne. Die vor der polnischen Besetzung bestehenden und von der Pariser Konferenz noch nicht anerkannten Grenzen der ostukrainischen (großrussisch) und westukrainischen (ostgalizisch) Republik haben wenigstens diesen Umstand gezeitigt, daß in Ostgalizien die blutigen Pogrome während der ukrainischen Herrschaft ausblieben. Die Ukrainer haben sich wenigstens hier bemüht, das Leben den Juden möglich zu machen, im Lande Ruhe und Ordnung zu schaffen, um ihre „politische Reife" der Außenwelt zu zeigen. Doch ihre Macht war zu schwach und ihre Politik zu kurzsichtig. Organisierte Banden durchzogen das Land, raubten und plünderten jüdisches Hab und Gut und die reichgewordenen Bauern verkauften den Juden keine Lebensmittel, was 10 Prozent Sterblichkeit in Ostgalizien zur Folge hatte.

Die ukrainisch-republikanische Regierung Petljuras will nun die Augen der zivilisierten Welt „öffnen" und schlägt vor, eine spezielle Kommission aus den Vertretern des jüdischen Volkes zu bilden und sie in die Ukraine zwecks Konstatierung und Überprüfung der wirklichen Sachlage zu entsenden. Zu dieser Kommission sollen seitens des Präsidenten der ukrainischen Friedensdelegation in Paris Grafen Tyszkiewicz über Antrag des Ministers des Äußern Wladimir Tenruyckyj die Herren Ussischkin, Goldstein, Achad Haam und Dr. Jochelmann eingeladen werden. Diese Tatsache, daß die Petljura-Regierung selbst die Initiative zur Untersuchung durch eine jüdische Kommission ergreift, ist für uns sehr erfreulich und beweist zur Genüge, wie sehr die Ukrainer mit dem jüdischen Volke heute rechnen müssen. Emes.

Jüdische Zwangsarbeit unter deutscher Besatzung.

Ein Kapitel Kriegsgeschichte

von Julius Berger.*)

Zwangsarbeit der Zivilbevölkerung war in Polen während des ersten Jahres, im Gebiete Oberost bis Ende 1918 und im Etappen- und Frontgebiet wohl bis zum Ende der Besetzung eingeführt. Die Zivilbevölkerung wurde mit Gewalt zur Arbeit in der Landwirtschaft, beim Eisenbahn-, Wege- und Hafenbau, im Waldbetrieb, aber auch zur Anlage von Schützengräben und Verschanzungen gepreßt. Ich selbst habe einen Fall beschwerdeführend behandelt, in dem es sich um eine Zahnärztin aus Pinsk handelte, der bei der erzwungenen Schanzarbeit im Schußbereich des russischen Feuers durch eine russische Granate der rechte Arm abgerissen worden war. (Die Dame konnte später nicht erlangen, daß ihr der Ersatzarm geliefert wurde, den ihr die deutsche Verwaltung zugesagt hatte, und wurde zudem noch vom militärischen Befehlshaber in Pinsk malträtiert, um von ihr einen Widerruf ihrer uns gemachten Aussagen zu erzwingen). Die Aushebung zur Zwangsarbeit erfolgte in der brutalsten Weise, nachts aus den Betten heraus, Kinos wurden umstellt und die ganze Besucherschar abgeführt, Freikonzerte wurden veranstaltet und das ahnungslose Publikum zusammengetrieben und fortgebracht, Eltern wurden solange eingesperrt, bis ihre Kinder sich freiwillig aus ihren Verstecken heraus meldeten usw. Tausende junger Männer und Mädchen haben wochen-

*) Julius Berger veröffentlicht in einer Broschüre „Ostjüdische Arbeiter im Kriege" seine im Osten als Leiter der „Jüdischen Abteilung" der deutschen Arbeiter-Zentrale gesammelten Erfahrungen, der wir diese besonders bemerkenswerten Stellen entnehmen.

und monatelang in Verstecken, in Kellern usw. gelebt, um der Zwangsarbeit zu entgehen, die übrigens auch ein beliebtes Mittel zur Erpressung von Bestechungsgeldern war. Tatsächlich blühte unter ihr der Menschenhandel in der krassesten Form. Namenloses Elend wurde durch sie heraufbeschworen. Ganze Familien wurden zerrissen und haben sich nie wiedergefunden, viele Kinder, insbesondere junge Mädchen, sind spurlos verschwunden. Ich habe Fälle erlebt, wie diesen, wo eine Mutter ins Waser ging, deren Mann, bis er zur Zwangsarbeit verschleppt wurde, mit ihr in Wohlstand gelebt hatte, und die jetzt mit ihren Kindern in solches Elend gekommen war, daß sie sich tötete, um ihre Kinder zu Waisen zu machen und die öffentliche Wohltätigkeit zu zwingen, sich ihrer anzunehmen. Die Behandlung in der Zwangsarbeit war entsprechend dem ganzen System. Der Lohn war eigentlich nur fiktiv, bestenfalls so gering, daß er bei der miserablen Verpflegung allenfalls als ein unzulänglicher Zuschuß zu den Ernährungskosten betrachtet werden konnte. Die Baracken waren schlecht, kalt, verfallen, feucht, verschmutzt. Körperliche Mißhandlungen auch seitens der beaufsichtigenden Offiziere waren an der Tagesordnung, schwere Geld- und Gefängnisstrafen standen auf die geringsten Vergehen usw. Die Lager waren mit Stacheldraht umzäumt, der Briefverkehr mit der Familie war sehr eingeschränkt oder ganz untersagt, die Leute blieben bis zu zwei Jahren fort, verkamen körperlich und seelisch — die Zwangsarbeit in Ober-Ost, die ich gesehen habe, ist das Schändlichste und Verruchteste, was sich denken läßt und hat dem deutschen Namen auf ewig Schande gemacht. Außerdem aber war sie so ziemlich das Unsinnigste und Dümmste, was sich der berühmte Geist der deutschen Organisation im Kriege geleistet hat. Denn natürlich war der Arbeitsertrag dieser Sklavenwirtschaft unter jeder nur denkbaren Berechnung. Diese „Arbeiter“ arbeiteten selbstverständlich nur höchst widerwillig, übten jede Art passiver Resistenz, taten alles und jedes, um nur der verhaßten Zwangsarbeit zu entgehen.

Die Zwangsarbeit wurde ursprünglich gegen alle Bewohner des besetzten Gebietes angewandt, sie entwickelte sich aber allmählich immer mehr zu einer jüdischen Angelegenheit. Schließlich bestanden die Kolonnen allein aus Juden und wurden auch nur mehr Juden eingereiht. Die Gründe liegen in der deutschen Politik im besetzten Gebiet, die die für die Gründung der „Randstaaten“ in Frage kommenden Völker einigermaßen schonte und um so rücksichtsloser glaubte, gegen das jüdische Volk vorgehen zu dürfen, und dann natürlich in dem Antisemitismus der Deutschen im allgemeinen und der deutschen Offiziere und Beamten im besonderen. Ich habe an anderen Stellen wiederholt ausgeführt, wie verräterisch diese Elemente an ihrem Vaterlande gehandelt haben, indem sie die auch politisch gebotene Rücksichtnahme auf das jüdische Volk ihren gemeinen persönlichen Instinkten opferten. Damals habe ich geglaubt, daß diese antisemitische Befangenheit in der Politik sich auf die Kreise beschränke, denen das deutsche Volk vor und in dem Kriege ausgeliefert war. Inzwischen habe ich gelernt, daß das demokratische und sozialdemokratische Regime, das heute Deutschland beherrscht, sich auch in diesem Punkte nur wenig von seinem Vorgänger unterscheidet.

Im General-Gouvernement Warschau wurde die Zwangsarbeit gegen Ende 1917 abgeschafft, aber die Erregung über ihre Furchtbarkeit zitterte noch lange in den Herzen der Bevölkerung nach. Die Betriebsleiter indessen konnten sich auch den freiwilligen Arbeitern gegenüber durchaus noch nicht freimachen von den Anschauungen und Methoden, an die sie sich unter der Zwangsarbeit gewöhnt hatten. Die Arbeitgeber waren entweder militärische Unternehmungen — die Militär-Generaldirektion der Eisenbahnen, die Militär-Eisenbahn-Direktionen, die verschiedenen Forstverwaltungen —, oder sie standen unter militärischer Kontrolle. Auf all diesen Betrieben herrschte mehr oder minder das Kriegsrecht in der korrupten Form, in der es im besetzten Gebiet und dem „Feinde“ gegenüber zur Anwendung kam. Und alle diese Betriebe waren beherrscht von dem bis ins Cäsarenwahnsinnige gesteigerten Eroberergefühl der deutschen Gewalthaber. Die Bevölkerung galt als feindlich, als bar jeden Anspruches auf Recht und menschliche Behandlung. Was ihr an solcher gewährt wurde, war Entgegenkommen, das verdient werden mußte. Prinzipiell war die Bevölkerung verpflichtet, für die Eroberer zu arbeiten. Wer das nicht tat, machte sich strafbar. Von irgendeinem Vertrag war auch bei der freiwilligen Arbeit keine Rede, und wenn er vorhanden war, galt er als ein Fetzen Papier. Die Löhne waren enorm niedrig, 1.10—1.80 M. pro Tag, bei sehr schlechter (Kriegsgefangenen-) Verpflegung. Die Behandlung war schlimmer als die der Kriegsgefangenen. Mißhandlungen waren an der Tagesordnung und eine Entlassung fand überhaupt nicht statt. Die unglücklichen Familien dieser Arbeiter waren Monate und Jahre lang ohne jede Nachricht von ihnen, es sei denn, daß diese, was sehr oft vorkam, als Krüppel, ohne jeden Anspruch auf Rente, zurückkamen.

Auf der anderen Seite aber bestand trotz allem bei der jüdischen wie bei der polnischen Bevölkerung eine sehr große Nachfrage nach Arbeit. Infolge der immer furchtbarere Dimensionen annehmenden Hungersnot blieb den Arbeitern und dem proletarisierten Mittelstand nichts anderes übrig, als sich zur Arbeit zu melden, trotz der furchtbaren Mißstände, die herrschten. Das Angebot an jüdischen Arbeitskräften war immer viel größer als die Möglichkeit der Vermittlung, die Büros der Arbeiterzentrale waren dauernd mit Arbeit suchenden Juden überfüllt, die immer sehr froh waren, wenn ihnen eine Arbeit zugewiesen wurde und wenn sie nicht gezwungen waren, in das Elend der Hungesnot zurückzukehren. Besonders groß war immer das Angebot jüdischer Arbeiter für Deutschland. Gelernte jüdische Arbeiter allerdings meldeten sich bald nur mehr in geringer Zahl. Sie waren im wesentlichen bereits in Deutschland oder im besetzten Gebiete untergebracht. Um so größer war das Angebot an ungelernten Arbeitern, die massenweise kamen, um sich nach Deutschland vermitteln zu lassen. Denn wie immer auch die Verhältnisse in Deutschland lagen, so waren sie in der Regel doch noch weit besser als im besetzten Gebiete. Vor allem war in Deutschland — wenigstens in der Meinung dieser Leute — eine größere Freiheit, die ihnen gestatten würde, sich irgendeinem aussichtsreichen Erwerb zu widmen, wenn sie es mit der vermittelten Stelle unglücklich treffen sollten.

Zum Problem des jüdischen Führers.

Es ist nicht unsere Aufgabe hier, allgemeine Revolutionsbetrachtungen anzustellen; was uns interessiert, sind die vielen jüdischen Führer, die bisher von der Revolution hochgetragen wurden — und die die Revolution nicht nur verschlang, sondern auch gleich desavouierte. Die Revolution schüttelte sie ab, erkaltete ihnen gegenüber. Die Ziele waren doch sicherlich ihnen gemeinsam mit dem revolutionären Volk, die Bewegung war vorhanden, die Entwicklung nicht mehr zu verhindern. Daß einige jüdische Führer die ganze Revolution „gemacht" haben, daß das ganze deutsche Volk unfähig war, sich gegen das Drängen einiger weniger zu schützen, so klein wird doch nur ein alldeutscher „Kenner" vom deutschen Volk denken — und doch — die Revolution dauert heute noch fort, die jüdischen Führer sind überwunden, zum mindesten allmählich aus ihrer Stellung verdrängt. Ich meine nicht das Beseitigen durch Organe der Reaktion, ich meine das Ablehnen, das man aus der Rede des revolutionären Arbeiters, aus der sozialistischen Presse, aus der Tätigkeit der die Revolution tragenden Schichten merkt. Wir sahen es in Äußerungen Schneppenhorsts, wir lasen es neulich aus der Feder Winnigs: die Genossen der Toller und Leviné suchten sich vor Gericht durch ein paar antisemitische Unflätigkeiten wenigstens noch einen Strafmilderungsgrund zu ergattern; auch in Budapest zeigte sich allmählich, daß Bela Khun die Fühlung mit den prädistiniert revolutionären Schichten verloren hatte — Pogrome sind das schauerliche Nachspiel für unschuldig Unbeteiligte.

Die jüdischen Führer, von bestem Wollen erfüllt, teilweise sicherlich auch von bestem Können, setzen sich für die Sache der Masse ein, die Idee der Masse allein soll sie beseelen, sie wollen nur Organ sein des unbewußten Volkswillens (dies ist vor allem Levinés innerstes und felsenfestes Vertrauen gewesen); aber sie kommen unfehlbar auseinander, trotz gleichen Zieles, trotz gleichen Willens — sie verstehen sich nicht, sie bleiben sich fremd. Wenn auch der Führer, bei all seiner geistigen Überlegenheit, diese Spaltung nicht bemerkt — und je eitler, um so schwerer kommt er zur Erkenntnis einer solch bitteren Wahrheit — das Volk im sicheren Instinkt der Masse empfindet es; es vergleicht vielleicht die Bindung zwischen Führer und Volk, die selbst unter der Monarchie noch bestanden hat —, und zieht negative Resultate.

Uns Zionisten wundert das nicht; wir wußten, daß es so kommen mußte; wir wissen, daß es ein Unausgesprochenes, Unaussprechliches gibt, das allein Menschen verbinden kann im schaffenden Gebären einer politischen Idee. Massen zu begeistern, Massen sich zu verbinden, ihren ganzen Willen an dies eigene Ziel zu fesseln — dazu gehört mehr, wie das äußerliche gemeinsame Begehrungsobjekt, dazu gehört noch ein tiefstes gemeinsames Innerliches. Nicht nur was der Führer will, muß das Volk wollen; sondern wie er es will, im gleichen Geist, wie er, so muß auch die Gefolgschaft denken und handeln können.

Die Frage liegt nahe und ist uns schon gelöst: Wenn doch nun einmal diese Gefahr des Fühlungverlierens, des Nichtmehrverstehens besteht, wie ist es denn möglich, daß sich Juden so zahlreich an die Spitze einer Bewegung stellen, der sie doch den Sieg wünschen?

Daß in der starken Beteiligung von Juden an den auf die Auflösung der bestehenden Staatsordnungen gerichteten Bewegungen eine Quelle antisemitischer Beschuldigungen und Verallgemeinerungen liegt, ist klar. — Man pflegt den Zionisten gern vorzuwerfen, daß sie den Gegnern Wasser auf die Mühle liefern; hier liegt, glaube ich, ein Punkt, wo wir den Assimilanten und Gleichheitsaposteln entgegenhalten können, daß sie den Antisemiten gleich ganze Quellen bohren oder doch erweitern.

Nur weil jene Führer eben das Trennende zwischen sich und der Masse ihrer Gläubigen nicht sahen, nur weil sie sich nicht als Juden in jüdischer Eigenart empfanden, deshalb konnten sie eine Aufgabe angreifen, die eben scheitern mußte und den Juden allgemein zum Vorwurf wurde, wo der Vorwurf nur die treffen kann, die geistigen Anteil haben. Ich brauche hier nicht gegen diejenigen sprechen, die diese Gleichheit prinzipiell und absolut vertreten. Denn gerade der Zentralverein empfindet die starke revolutionäre Beteiligung von „Glaubensgenossen" als ganz besonders peinlich. Tragen aber diese Kreise nicht selbst mit die Schuld daran, daß diejenigen, die heute von politischen Gegnern und Genossen als Fremde empfunden werden, sich nicht selbst als Andere, als zur Entsagung und Zurückhaltung in jenem Arbeitsfeld Verpflichtete empfanden? Ihr habt alles Gefühl für innere Differenziertheit zu ertöten mitgeholfen, Ihr sagtet immer, alles ist gleich, allen gehört das Gleiche — hier seht ihr die Nutzanwendung; ihr selbst, ihr Verteidiger der inneren Unterschiedslosigkeit, habt mitgearbeitet an den Prämissen. — jetzt seht die Konsequenzen. Das können wir mit gutem Gewissen den Gegnern im jüdischen Lager entgegenhalten, daß sie mithalfen am Werk der Verblendung, die gestern die Führer Führer werden ließ, die heute in Pogromen und Judenhetzen in Budapest ihre Beurteilung erfährt.

Warum sollte aber der Jude nicht gleichen Anteil nehmen an allen Bewegungen und in allen Stellen, wenn ihn keine prinzipielle Verschiedenheit vom Volk seiner Gemeinschaft trennt? Auch der Zentralverein ist heute gezwungen, Stellung zu nehmen; die Gleichheitstheorie hielt stand, so lange sie nicht in der Praxis ihre letzte Durchführung erfuhr. Jetzt ist sie geprüft — und durchlöchert. Denn bloß aus Furcht hat der Zentralverein, jetzt, wo sein kühnster Wunsch, jüdische Ministerpräsidenten und selbst Diktatoren, erfüllt ist, sicher nicht den Rückzug vom alten — und so bequemen — Prinzip angetreten. Wenn Juden die Stellen, die sie bekleiden, ebenso oder besser ausfüllen, wie ein Anderer und w e n n die Stellen doch nun einmal ausgefüllt sein w o l l e n und müssen, liegt gar kein Grund vor, warum sie sich zurückhalten sollten im Interesse dieser Sache. Oder glaubt der Zentralverein etwa, w e n n es keine jüdischen Führer gäbe, dann gäbe es auch die ganze Bewegung nicht — was bisher nur radikalste Antisemiten glauben —? Ja, dann müßte er notwendig eine gemeinsame Geistigkeit, eine Besonderheit n u r dieser jüdischen Führer annehmen; und jüdische Besonderheiten sollen doch gerade geleugnet werden; es gibt ja — nach Zentralvereins-Katechismus — nichts tiefer Geistiges, das die Juden nicht im großen und ganzen mit den Völkern ihrer Umgebung gemeinsam haben. Die revolutionäre Bewegung — das müssen sie also zugeben, wie es jeder vernünftige Mensch zugibt — war da, sie war nicht zu unterdrücken und sie brauchte Führer. Warum also keine jüdischen Führer? Doch deshalb, weil s i e eben hier nicht den gleichen Dienst tun, den Posten nicht ebenso ausfüllen, wie andere Führer es tun. Und warum füllen sie den Posten nicht ebenso aus? Weil es eben geistige Verschiedenheiten gibt. Ich glaube, man kann diesem Schluß nicht entrinnen.

Nun aber ergibt sich für uns die große Frage: wo die Grenze liegt zwischen jenen Führerstellen, von denen Juden im allgemeinen Interesse zurücktreten sollen, und jenen, wo sie fraglos zum allgemeinen Nutzen arbeiten können.

Es dürfte die Antwort zu finden sein aus dem oben dargestellten Gedankengang: Wo es sich um die Frage des Blutes handelt, wie neulich ein sozialistischer Führer schrieb, dort sollen sie schweigen. Wo es sich um selbständig leitende Stellen handelt, wo ein praktisch unbegrenztes Arbeitsfeld liegt, wo Empfinden, organisches aus sich heraus Schaffen alles ist, wo sie keinen andern fragen brauchen, wo alles ihrem Willen untertan ist, da sollen sie sich z u r ü c k h a l t e n. — Den Gegensatz zu diesen l e i t e n d e n Stellen bilden die A u s f ü h r e n d e n. Hier kommen die tiefsten verborgenen geistigen Verschiedenheiten nicht zur störenden Wirkung, denn es sind Ziel und Mittel schon gegeben, die Ausführenden brauchen sie nur a n w e n d e n. Der kaufmännische Chef im Verhältnis zu seinen Angestellten, der Rechtsanwalt in Auslegung des Gesetzes, der Richter in seiner Anwendung ist auf einen bestimmten Weg verwiesen. Es dreht sich hier nur um Durchführung eines gegebenen Programms, d. h. um Verständnis für das Programm einerseits und das darnach zu behandelnde Objekt andererseits. Diese Eignung wird niemand dem Juden absprechen können; alle geistigen Qualitäten, besonders seine angeborene Gabe des Hineinfühlens in den Anderen befähigen ihn zu diesen Stellen. Daß ein Jude den deutschen Bauer, den deutschen Arbeiter nicht v e r s t e h t, davon kann keine Rede sein; und daß er keinen Anteil an ihm nimmt, wird kaum einer sagen, der den jüdischen Prinzipal, die jüdische Hausfrau, den jüdischen Vorgesetzten kennt.

Die hier gegebene Formulierung ist nicht scharf und prägnant, aber das soziale und politische Leben ist viel zu veränderlich um feste Schablone zu vertragen. Und doch gerade in diesem dauerndem Wechsel erscheint hier und da und dort ein immer und immer Wiederkehrendes. Unsere Zeit litt an einer Verkennung alles Geistigen. Nationalität, Gemeinschaftsindividualität schienen uns längst überlebt. Der Krieg lehrte uns am deutlichsten, daß es ein Wirksames in der Tiefe gibt, das sich mit Gründen nicht beruhigen, mit schönen Worten nicht widerlegen läßt. Es g i b t Verschiedenheiten, es g i b t Gegensätzlichkeiten, und nur wenn wir ihnen scharf ins Auge sehen, können wir sie überwachen, daß sie nicht ausarten zu Chauvinismus, zu gegenseitigem Vernichtenwollen, zu Krieg und zu Antisemitismus.

Max Ernst Lorch.

Das Aufblühen der jüdischnationalen Bewegung in Lettland.

Das Kopenhagener Zionistische Büro erhält folgenden Bericht aus Riga:

Im lettländischen Volksrat wird jetzt das Gesetz über nationale Autonomie für die Minderheiten heiten behandelt. Die Kommission für nationale Angelegenheiten hat im Namen der ganzen jüdischen Demokratie ein Memorandum über die jüdischen Forderungen eingereicht, das sich auf das seinerzeit in der Ukrainischen Rada angenommene Gesetz stützt.

In der Kommission für nationale Angelegenheiten beim Volksrat sind sämtliche jüdisch-sozialistischen und bürgerlichen Parteien vertreten. Die jüdische Bevölkerung ist sicher, daß der Volksrat ihre Forderungen erfüllen wird.

Die verschiedenen jüdischen Institutionen, die während der Zeit der bolschewistischen Herrschaft geschlossen waren, haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen.

In letzter Zeit ist ein Palästina-Amt gegründet worden, dem die Aufgabe zufällt, der jüdischen Bevölkerung gründliche und ausführliche Informationen über die ökonomische und politische Lage Palästinas zu geben und die kommende Emigration nach Palästina zu organisieren und zu regulieren. Vorerst ist das Amt mit der Registrierung der Personen beschäftigt, die nach Palästina überzusiedeln beabsichtigen. Die Anzahl der Auswanderungslustigen ist eine ziemlich große, es handelt sich zum großen Teile um Kapitalisten.

Seit Ende dieses Jahres erscheint in Riga eine jüdische Tageszeitung, „Die jüdische Volksstimme", die von Herrn Gulak redigiert wurde.

Sachverständige für Palästina.

Das Kopenhagener Zionistische Büro berichtet: Die Zionistische Palästina-Kommission hat den Professor der Botanik an der Londoner Universität, Patrick Geddes, als Sachverständigen für die Ausarbeitung der Pläne zum Aufbau des neuen Jerusalems und der hebräischen Universität engagiert. Professor Geddes reist demnächst nach Palästina ab.

„Jewish Chronicle" berichtet dazu, daß Professor Geddes als anerkannte Autorität auf dem Gebiet des Städtebaus gilt, worüber er auch mehrere

Arbeiten publiziert hat. Die Zeitung schreibt: „Die Wahl von Professor Geddes ist eine sehr glückliche; sein Rat und seine Hilfe werden sicherlich von außerordentlichem Nutzen sein. Seine Ernennung beweist zugleich, daß ein neues Palästina — und ein jüdisches Palästina — jetzt erheblich mehr als ein Traum geworden ist. Die zionistische Bewegung ist voll und ganz in das Stadium der praktischen Tätigkeit eingetreten, und der Umstand, daß man die Hilfe solcher Männer wie Professor Geddes heranziehen kann, eröffnet die weitesten Möglichkeiten. . . . . . Es steht zu hoffen, daß die Friedenskonferenz die Ernennung von Professor Geddes als ein Pfand für den Enthusiasmus des Schaffens ansehen wird, den die Juden an den Tag legen werden, wenn die britische Deklaration in einem großzügigen und weisen Geist interpretiert wird und nicht in pedantischer und engherziger Art und Weise."

Die Armut im okkupierten Litauen.

Der Delegierte des amerikanischen jüdischen Hilfskomitees, der zwecks Hilfsarbeit eine Reihe von kleinen Städten des gegenwärtig von den Polen okkupierten Gouvernements Grodno bereist hat, Herr Lew, berichtete im Warschauer „Moment" über seine Erlebnisse. In den Städtchen Rushuani, Wolkowisk, Kossowo, Snow herrscht eine buchstäbliche Hungerseuche. Die Sterblichkeit der Juden nimmt einen ungeheuren Umfang an. Flecktyphus und Schwindsucht begleiten die Hungersnot. In Snow fand der Delegierte fast in jedem Haus zwei oder drei Typhuskranke oder Schwindsüchtige. In der Stadt gibt es keine ärztliche Hilfe. Der nächste Arzt sitzt in Baranowitschi und hat in seiner Stadt so viel zu tun, daß er unmöglich für so weit entlegene Ortschaften in Betracht kommt. Die Hilfe, die aus Amerika gebracht worden ist, steht in keinem Vergleich mit der Not der Bevölkerung. Ein vollständiger Ruin eines einst so bevölkerten Gouvernements des jüdischen Ansiedlungsrayons!

Feuilleton

Eine Waldgeschichte.

Von David Frischmann.

Gerauscht hat der Wald und gerauscht, gelärmt hat er und geplappert, und wohin der Wind geweht, dorthin haben sich die Bäume geneigt. So ist einmal die Natur des Waldes . . . Das ganze liebe Jahr sich abgemüht, tagein, tagaus und niemals Zeit gehabt. Einmal aber an einem schönen Frühlingsmorgen, geschah etwas Wunderbares. Eine junge Birke blickte zufällig auf ihren Abreißkalender und wurde bleich vor Schrecken. Mit ihrer ganzen Kraft rief sie aus: „Du großer Gott im Himmel, morgen ist doch der fünfzehnte Schebat, Rosch-Haschanah!"[1])

Und der Waldwind, dieser alte Schwätzer, hat bald einen Ausruf von Baum zu Baum weitergetragen, und in wenigen Minuten wußte schon der ganze Wald von Eck zu Eck: morgen ist Rosch-Haschanah!

In der Nacht darauf ist alles wie durch einen Zauber verwandelt worden, so daß man in der Frühe den Wald nicht mehr erkennen konnte.

Fromm und andächtig standen sie schon bei Tagesanbruch, die Augen gen Himmel gerichtet. Mit der Frömmigkeit eines einzigen Tages wollten sie alle Sünden eines vollen, runden Jahres abwischen. So ist einmal die Natur des Waldes . . .

Der ganze Wald war in Weiß gehüllt; von frischgefallenem Schnee waren die Taleißim, und die Zizis hingen in langen Eiszapfen herab. Eine alte närrische Fichte hatte sich eine weiße Haube zierlich aufgesetzt.

Und ein Zittern entstand; ein ehrliches Zittern ging durch den Wald. Die Zeit der Gewissensregung war gekommen. Sie begriffen plötzlich ihr ganzes nichtiges Dasein. Ihre Augen wurden zum Heizen geholt . . . und ihre Alten werden in Bretter zersägt . . . Nicht beneidenswert sei ihr Los! Ob es wirklich damit getan sei, wenn man sich das ganze Leben lang nach allen Winden schaukelt . . . Und die Bäume fingen bitterlich zu weinen an.

An der Seite stand ein müder greiser Tannenbaum und sang seit morgen, halb verschlafen, seine T'hilim. Die Sonne, blaß und trüb, sandte einen schwachen Strahl durch das Gehölz . . . und plötzlich gebot ein junger Ahorn Schweigen und begann sein Adaun-Aulom; sein Jüdisch war schlecht, aber es kam von ganzem Herzen . . . Und fort ging es der Reihe nach, der Baal-Schachris war ein fester Eichenbaum und der Baal-Mussaf ein stämmiger Erlenbaum. Der Wind blies kräftig das Tekyo-Scheborim-Truyo, und die ganze Gemeinde

[1]) Der 15. Schebat = Chamischoassor-beschebat ist nach dem Talmud der Neujahrstag der Bäume, an dem über jeden Baum Gericht gehalten und dessen Schicksal für das kommende Jahr vorausbestimmt wird.

erhob ein Klagegeschrei. Ein alter dicker Fichtenbaum versuchte bei Waanachnu-Kaurim sich bückend bis zur Erde herabzulassen ... und konnte sich kaum noch wieder aufrichten ...

Und ein Krächzen entstand; ein ehrliches Krächzen ging durch den ganzen Wald, von Eck zu Eck.

Der Nachmittag rückte heran, und die Stimmung begann allmählich nachzulassen. So ist einmal die Natur des Waldes . . . Das junge Volk schickte sich anscheinend an, zu Taschlich zu schreiten, und die Alten standen und unterhielten sich. Ein närrischer Erlenbaum erzählte stolz von seinem Großvater und seinem Vater seligen Angedenkens. Sein Großvater, als er verschieden war, wurde sorgfältig zersägt, und aus seinem Holz machten sie einen Thron für die Königin von Saba, und aus seinem Vater schnitten sie Mastbäume für die Schiffe des Königs Hiram. „Solch ein Glück! Solch ein Glück!" nickten ihm die Zuhörer begeistert zu. Und der Erlenbaum fuhr fort: „Sollte mir am heutigen Rosch-Hoschanah beschieden sein, dies Jahr von der Welt zu gehen, so wünsche ich mir keinen besseren Tod . . ."

Ein frommer Kastanienbaum versteifte sich: „Wenn schon der Tod, so wünsche ich allerdings lieber, daß man aus mir einen Rabbinerstuhl für einen großen Rabbi mache und aus meinen Zweigen Deutgriffeln schnitze, womit man den Kindern in den Schulen auf das heilige Aleph-Beth deuten solle."

„Weltfremd!" dachte sich ein langer, dürrer Faulbaum . . .

Eine junge einsame und unfruchtbare Linde ließ die Augen hängen und flüsterte verschämt: „Wenn schon sterben, so soll man aus meinem Leib Kinderwiegen machen . . ."

Die Nachmittagstunden waren vorbei. Das junge Geschlecht am Bach hatte inzwischen sein Taschlich begonnen; es schüttelte seine welken Blätter ab, die ins Wasser fielen. Eine junge Birke trieb indessen einen Flirt mit einem leichtsinnigen Westwind; . . . sie tändelten und plauderten vertraulich und wurden nur minutenweise durch die Stimme des greisen Tannenbaumes gestört, der noch immer abseits stand und müde und schläfrig seine T'hilim sang, die er von vorne angefangen hatte: „Lamah ragschu goym ulumim jehegu rik. Warum toben so die Völker und trachten die Nationen Böses."

Die Heiligkeit des Jaum-Hadin war nun ganz entschwunden, und das junge Volk nahm sein gewohntes Rauschen wieder auf . . . Plötzlich aber ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Ein alter Rabe war krächzend und kreischend angeflogen gekommen . . . „Ein Wahrsager, ein Wahrsager ist erschienen!" In wenigen Minuten wußte es der ganze Wald, daß ein Wahrsager gekommen ist.

Die junge Birke war die erste: „Kinderchen, wollen wir uns nicht Karten legen und wahrsagen lassen!" Die ganze Gemeinde lachte; jeder stellte sich so, als ob er an solche Narrheiten nicht glaube; im Herzen aber zog und zog es mächtig dahin zum krächzenden schwarzen Propheten . . .

Die Birke natürlich war wiederum die erste gewesen. Sie reichte ein Zweiglein dem Raben, der an den Linien abzulesen begann:

„Siehst du hier diese mittlere Linie?" sagte er krächzend und kreischend. „sie geht hinauf und oben ist sie spitz; da droben zieht sich eine andere Linie über die Spitze hinweg und fällt an den Seiten in zwei Enden herab. Wisse! bevor noch das Jahr herum ist, wirst du unterm Beil fallen, und aus deinem Holze wird man einen Galgen machen, und an dem Galgen wird ein armer unschuldiger Mensch hängen. Einige Minuten wird er dort zappeln und dann sterben. Eine arme Witwe mit hungrigen Waisen werden ihn beweinen."

„Genug! Genug! Die Birke zog mit Todesschauer ihr Zweiglein zurück und wandte sich hastig ab.

Ein junger Eichenbaum, ein halber Freigeist, streckte mit gezwungenem Lächeln mutig einen Zweig aus. Der Rabe besah ihn sich und begann nachsinnend seine Prophezeiungen. „Bevor noch dreimal drei Tage ins Land ziehen, wird eine Axt dein Haupt zerschmettern, und aus deinem Holze wird man von der einen Hälfte eine Tragbahre und eine Leichenbahre machen und von der anderen einen Sarg. Ein Schrecken wirst du sein für alle, die dich sehen, ein Abscheu für alle Menchen."

Der Eichenbaum rückte hurtig seitwärts ab.

Plötzlich aber ließ sich der greise fromme Tannenbaum räuspernd und schaukelnd vernehmen: der Wind schien ihm etwas zugeflüstert zu haben. Er ließ von seinem T'hilim und streckte dem Raben einen Ast entgegen.

„Keine dreimal drei Monate werden vorbei sein und aus der Hälfte deines Holzes wird man eine Bank machen. Weißt du aber, was für eine? Eine Bank für Angeklagte wirst du im Gerichtshof stehen, und sitzen wird auf dir ein unglücklicher Mensch. Eine schmähliche falsche Beschuldigung hatte ihn dort hingebracht: er trinke Blut von kleinen Kindern . . . Aus der anderen Hälfte deines Holzes wird man einen schönen Richterstuhl herstellen . . . und auf diesem wird derjenige sitzen, ... der das Urteil über den Unglücklichen auf der Bank fällen wird . . ."

Der Tannenbaum verhüllte das Angesicht in seine Zweige und wollte nicht weiter hören.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und gerauscht hatte wieder der Wald und gerauscht, gelärmt hatte er und geplappert, und wohin der Wind weht, dorthin hatten sich die Bäume geneigt . . .

(Aus dem Jüdischen übersetzt und bearbeitet von O. Großvogel.)

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Jüdischer Wanderbund Blau-Weiß München. Sonntag, den 28. Sept. 1. Zug: Isartal. Treffp. 7 Uhr Ostfriedhof (Billett nach Grünwald) M. 1.50. 2. Zug: Unterhaching, Treffp. 7.30 Uhr Giesinger Bahnhof, Mk. 1.—, 3. u. 4. Zug: Immertshausen. Treffp. 8 Uhr Steinhausen (Linie 19), Mk. 1.—, 5. Zug: Ebersberg, Treffp. 7 Uhr Ostbahnhof Mk. 1.—, 1. Gr. Unt. Isarauen, Treffp. 8.15 Uhr Bogenhauserbrücke, 10 Pfg., 2. Gruppe: Puchheim, Treffp. 8 Uhr Starnberger Bahnhof, 80 Pfg., 3. Gruppe: Starnberg, Treffp. 6.20 Uhr Starnberger Bahnhof, M. 1.60. 4. Gruppe Schwaben, Treffp. 8 Uhr Prinzregententheater Mk. 1.50.

Spendenausweis

Münchner Spendenausweis. Nationalfondsspenden: Benno Lamm, München, Aufrufspende bei Dr. Simon, Heidelberg 20.—; Dr. Raphael Strauß u. Frau grat. z. Verlob. Prins-Fränkel 1.—; M. Stiefelzieher u. Frau anl. d. Verlob. ihrer Tocht. 10.—; Geschw. Stiefelzieher anl. d. Verlob. ihrer Schwester 5.—; J. Wainschel u. Frau anl. der Verlob. ihres Sohnes Oskar mit Frl. Henr. Stiefelzieher 10.—; Geschw. Wainschel anl. d. Verlob. ihres Bruders 5.—; Jakob Nußbaum u. Frau anl.

der Verlob. ihrer Nichte Henr. Stiefelzieher 5.—; Dr. Elias Strauß u. Frau grat. Ludwig Langenbach u. Frau z. Vermähl., Benzion Ascher z. Verlobung Oskar Wainschel z. Verlob. 5.—; Fam. Hebenstreit grat. herzl. z. Verlob. Stiefelzieher 5.—.

Gold. Buch Blau-Weiß München: Jakob u. Hugo Fränkel grat. Martha Feuchtwanger z. Verlob. 2.—.

Gold. Buch Richard Fränkel s. A.: Th. Harburger dankt Herrn Hirsch (Bar Kochba-Berlin-Charlottenburg) für ersetzten Stock 2.—.

Dr. A. Goldscheider s. A.-Garten: Dr. Elias Strauß u. Frau grat. Vilma Prins u. Dr. Adolf Fränkel z. Verlob. 1 B. 10.—.

Hugo Hein-Garten: Ernst Simon I. und Alfred Berliner d. Andenken Hugo Hein anl. ihr. Zusammentreffens 1 B. 10.—.

Lisl Koronczyk-Garten: Michel Mahler beglückwünscht l. lb. Freund Julius Koronczyk z. Eröff. s. Zahnpraxis 1 B. 10.—.

Albert u. Berta Brunner-Garten: Elisabeth u. Josef Schäler z. Jahrzeittage i. sel. Vaters 1 B. 10.—; dieselben danken Herrn Jak. Fränkel u. Hrn. R.-A. Dr. L. Ambrunn f. erwies. Freundschaftsdienst u. grat. Herrn Dr. Moses, Lörrach z. Verlob. 3 B. 30.—.

Daniel-Bund (Gesellschaft für ethische Erneuerung des Judentums, E. V.). In der Spenden-Liste Nr. 38 d. Bl. sind folgende Fehler eingeschlichen: Max Ullmann, München 10.— statt 20.—, Hauptmann Karl Löbl, Wien Kr. 8.— statt M. 8.—, Rudolf Elkan, Wien M. 10.— statt Kr. 10.—.

Glückwunsch-Ablösung 5680

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten wünschen herzlich Chassimoh towo:

München: M. Engelhard u. Frau 10.—; Elias Gutter 5.—; J. Schenierer u. Frau 5.—; Fam. S. Mahler 5.—; Dr. Elias Straus u. Frau 10.—; Fam. Tuchmann 10.—; Fam. Brunnengraber 10.—; Fam. Hebenstreit 4.—; Paul Koronczyk 5.—; Josef Cheikowsky 30.—; Josef Mysliborski 10.—; Abraham Mysliborski 10.—; A. Hirschberger 3.—; Wolf Engel u. Frau 10.—; Familie Kraus 10.—; Dora Landmann 5.—; Mathilde u. Dr. Julius Adler 25.—; Friedrich u. Franz Silbermann 25.—; Samuel Notowicz 10.—; N. Engelberg 5.—; Fam. Schweitzer 3.—; J. Wildberg 10.—; A. Largmann u. Geschw. 50.—; M. Schneuer 10.—; Frau Rosa Csillag 25.—; Julius Eisen 20.—; Jacob Fränkel 3.—; Mich. Fett Trost 5.—; Becky Dreifus 10.—; Heinrich Schalit 5.—; Sigmund Fleischer 10.—; Adolf Pilpel 10.—; S. Penzak 10.—; Melitta Feuchtwang 5.—; Hermann Mischliborski 10.—; J.-R. Dr. Emil Fränkel u. Frau 6.—; Th. Friedmann 10.—; Josef Anmuth 10.—; Familie N. Weinberger 10.—; Salie Raaber 5.—; Salomon Goldenhirsch 25.—; Heinrich Hummel 5.—; Gbr.Pomeranz 10.—; J. Stiefelzieher 5.—; Hans Weber 5.—; E. Kirschner 5.—; Familie Saslawski 5.—; David Saslawski 5.—; Hirsch Pumpian u. Frau 10.—; Fanny Burd 5.—; Fam. Bernh. Chary 10.—; Fam. Naftali Sturm 10.—; Hartwig Lenim 10.—; M. Blum 20.—. Summa 572.— Mk.

Stuttgart: Gerson Katz 30.—, Oskar Weinschel 25.—, D. Awergon 20.—, Abraham Katz 20.—, Js. Katz 20.—, A. Berand 10.—, J. Gottlieb 10.—, S. Weinberg 10.—, Jos. Münz 10.—, H. Schnebalg 10.—, B. Salzberg 10.—, B. Kaiser 10.—, S. Wollheim 10.—, S. Becker 10.—, Ad. Schachter 5.—, M. Tobias 5.—, Sal. Friedrich 5.—, M. Nowylarger 5.—, L. Lichtigner 5.—, S. Bogdanowski 5.—, B. Freundel 5.—, J. Preßburger 5.—, N. Goldstein 5.—, J. Rapp 5.—, Js. Preuß 5.—, N. Kellermann 5.—, Js. Pommeranz 5.—, S. Januar 5.—, S. Schönberg 5.—, Osk. Pariser 5.—, Js. Pariser 5.—, M. Pariser 5.—, S. Jellinek 3.—, Rachel Friedrich 3.—, S. Schuß 3.—, D. Horowitz 3.—, Dymschütz 3.—, G. Haspel 3.—, Jakobowicz 2.—, H. Fußmann 2.—, Ch. Fußmann 2.—, Frau Plawner 2.—, Sam. Friedrich 2.—, L. Rubenfeld 5.—. Summa 328.— Mk.

Nürnberg-Fürth: Fam. Ellern 3.—; Dr. Levin 100.—; Dr. Liebstädter 10.—; M. Wolinsky 10.—; Adolf Schuhmann 10.—; M. Kuschnerow 10.—; Fritz Vorhaus 5.—; Fam. Körösi 5.—; S. Heinemann 5.—; Paul Hamburger 5.—; R.-A. Stern 5.—; Fam. Friedmann 5.—; Fam. Dr. J. Bamberger 5.—; S. Goldstein 5.—; J. Weißbarst 3.—; Fam. Lipper 3.—; Fam. Dir. Rafalowitz 2.—.

Ketiwa wachatima towa
allen Verwandten und Bekannten wünscht
Familie BERANT, STUTTGART
Wagnerstrasse 36b

JOSEF BRAUN UND FRAU
wünscht allen Freunden und Bekannten
Ketiwa wachatima towa
München Müllerstrasse 52

STATT KARTEN
EMILIE DRILLER
JOSEF ANMUTH
VERLOBTE
AUGUST 1919
GÖRLICE MÜNCHEN

STATT KARTEN
HENRIETTE STIEFELZIEHER
OSKAR WAINSCHEL
VERLOBTE
MÜNCHEN Columbusstr. 2/I *18. SEPT. 1919* *MÜNCHEN Klenzestr. 66/I*

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Meta Moch, München; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog Maxstraße, München.